

Der vierte König

Frei erzählt von A.R. nach der Geschichte „Der vierte König“ von Edzard Schaper (1908 – 1983)

Als das Jesuskind in Bethlehem geboren werden sollte, erschien der Stern, der seine Geburt anzeigte, nicht nur den weisen Königen im Morgenlande, sondern auch einem reichen König in einem fernen Land

Er war kein großer, mächtiger Herr oder ausnehmend klug, sondern ein kleiner König mit rechtschaffenem Sinn und er lebte zufrieden mit sich und der Welt.

Dass einmal ein Stern am Himmel erscheinen würde und die Herabkunft des Allerhöchsten über das ganze Erdreich ankündigen würde und dass Könige diesem Kind huldigen würden, das wusste der König von all seinen Vätern und Vorvätern. Es stand schließlich in den alten Büchern geschrieben.

Daher war es ihm eine besondere Freude, dass der Stern, der das größte Ereignis der Welt ankündigte, gerade zu der Zeit am Himmel erschien, als er selbst regierte.

Eines Morgens kam der königliche Hofsterndeuter aufgeregt zum König und sprach: „Majestät meine Beobachtungen und Berechnungen zeigen etwas ganz Außerordentliches an. Der Stern, auf den Ihr schon so lange wartet, ist nun wahrhaftig am Himmel erschienen. Hier seht selbst.“

Er reichte ihm das Fernrohr.

Der König war hochofret: „Ja, wahrhaftig, ich sehe, das ist er!“

„Herr, gewährt mir eine Bitte,“ setzte der Sterndeuter hinzu, „Nehmt mich mit auf die große Reise, wenn ihr nun dem Stern folgt.“

Der König ging hin und her und sagte dann: „Na, ja, so schnell geht das nicht. Erst einmal sollen die Gelehrten noch mal genau alle alten Bücher studieren, ob wir nicht doch einen Fehler bei unseren Überlegungen und Berechnungen gemacht haben.“

Der Sterndeuter schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

Der König fuhr fort „Und für eine so weite Reise müssen wir eine Kommission gründen, die die reisetauglichsten Pferde auswählt und das Zaumzeug nach den neuen Sicherheitsvorschriften überprüft.“

Der Sterndeuter rautte sich die Haare.

Schließlich gab der König noch zu bedenken: „Und – es werden bei einem solch großen Ereignis ja wohl andere Könige losgegangen sein. Die sind bestimmt mächtiger und weiser als ich. Ob ich nun dabei bin oder nicht, spielt dann wohl keine große Rolle. Ich kann mir später ja von den anderen berichten lassen. Das ist ja genauso gut.“

Der Sterndeuter schüttelte den Kopf, winkte verächtlich ab und ging weg.

In den nächsten Tagen war der König zu nichts zu gebrauchen. Er ging zerstreut in seinem Garten hin und her. Er zupfte hier ein Unkraut und harkte dort ein wenig den Weg und machte sich etwas zu tun den ganzen Tag.

Als er am dritten Tag bei Sonnenaufgang in seinem Bette erwachte, packt ihn eine große Unruhe. Eilends sprang er auf, kleidete sich an und ließ ein Pferd satteln. Die alten Satteltaschen packte er voll mit den Gaben, die er dem verheißenen Königskind mitbringen wollte. Rasch raffte er zusammen, was ihm eines Königs würdig erschien: Eine Decke aus feinsten, golddurchwirkter Seide, ein kunstvoll geschriebenes Buch mit goldenem Einband und eine edle, duftende Salbe in einem silbernen Tiegel.

Etwas unwirsch und nur, weil seine Mutter nicht aufhörte ihm gut zuzureden, nahm er auch ein Töpflein mit Honig mit.

Er brach mit seinem Pferd auf und folgte dem Stern. Tag um Tag war er unterwegs, manchmal auch nachts. Wenn er meinte, der lange Schweif des Sterns sei schon zum Greifen nahe und stünde schon unmittelbar nahe am Ort des Heils, dauerte es doch immer noch einen weiteren Tag. Was ihn allein zog und antrieb, war seine eigenes Verlangen, dem größten Herrscher aller Zeiten und Reiche zu huldigen.

Wenn er hier in der Fremde die Gerechten leiden und die Guten im Elend sah, dachte er sich: „Wie brennend nötig die Welt doch diesen mächtigen König braucht, der die Verfolgten zu schützen, die Unterdrückten wieder aufzurichten, die Gefangenen zu befreien, die Kranken zu heilen und die Gerechten zu bestärken und belohnen vermag.“ Und er ritt geschwind weiter.

Nach mehreren Tagen sah er am dunklen Horizont Hügel, die sich bewegten. Als er näher ritt, bemerkte er eine vornehmere Reisegesellschaft mit Kamelen. Der kleine König freute sich, Weggenossen zu haben. Er fragte die drei Herren, woher sie kämen und wohin sie wollten.

Sie berichteten ihm mit strahlenden Augen: „Wir haben ihn gesehen.“

„Er ist nun wahrhaftig auf der Erde, der Heiland der Welt.“

„Ihm wollen wir dienen unser Leben lang und ihn allen Menschen bekannt machen.“

Die Freude, die aus den Augen der drei Könige strahlte, ergriff zwar auch ihn sofort, aber es gereute ihn doch sehr, dass er so lange gezögert hatte.

Umso eiliger trieb es ihn nun weiter, nichts sollte ihn mehr aufhalten, kein einziges Gespräch am Wegesrand ließ er mehr zu. Der König war nun voller Eifer, denn er hatte ja nicht nur den Stern, der ihn leitete – nach ihm schaute er immer weniger, - er hatte jetzt eine genaue Wegbeschreibung, die er von seinen Königskollegen erfragt hatte.

Eines Morgens sah er in der Ferne die Mauern einer kleinen Stadt auftauchen, und, ja, das musste sie sein, die Stadt Bethlehem. Der König trieb sein Pferd an und schon bald erreichte er eine Herde von Schafen und ihre Hirten bei ihnen. Hastig fragte er einen von ihnen:

„Ist hier nicht der Stall, in dem der neugeborene König zur Welt gekommen ist?“

„Ja, das ist gleich dort drüben.“ Der Hirte wies ihm die Richtung. „Aber...“

Doch das hörte der König schon nicht mehr, denn mit vor Eifer glühenden Wangen war er zu dem bezeichneten Stall gelaufen. Er öffnete die hölzerne Tür. Aber wie entsetzt war er da, denn er blickte auf einen ganz gewöhnlichen Stall voll Heu und Stroh, zwar sehr reinlich, aber eben nur ein Stall wie hundert andere.

Der Hirte, der ihm gefolgt war, trat an seine Seite und erklärte:
„Ja, hier hat sich das Wunder ereignet. Den Anblick dieses schönen Kindes wird keiner von uns je vergessen. Aber der böse König Herodes ist eifersüchtig und trachtet dem Kind nach dem Leben. So mussten seine Eltern mit ihm fliehen.“

Enttäuscht verließ der König den Ort. Das Herz war ihm unendlich schwer, denn das Ereignis, auf das er schon sein ganzes Leben gewartet hatte, hatte er nun verpasst. Er hatte es nun gar nicht mehr eilig, denn er schämte sich und alle seine Freude war verloren und so zog er ins Ungewisse hinein.

Nach einiger Zeit traf er auf eine Gruppe von Menschen, die unter einem Baum Rast machte. Eine ältere Frau und ein jüngerer Mann beugten sich herab zu einer jungen Frau, die auf dem Boden saß. Sie hielt ein neugeborenes Kind auf dem Arm.
„Was macht ihr hier am Wegesrand mit diesem kleinen Kind?“
Das Kleine war nur ein wenig in ein dünnes Tuch gewickelt.

„Wir sind auf der Wanderschaft. Unsere Heimat mussten wir verlassen, weil es dort keine Arbeit und nicht genug zu essen gab“, erklärte der junge Mann. Unser Kind ist gerade auf die Welt gekommen, früher als wir dachten, wir konnten die nächste Stadt nicht mehr erreichen. Ich muss bald Arbeit finden, denn wir haben nicht einmal Geld, um das Kind zu kleiden.“

Der König dachte nach, dann öffnete er seine Satteltasche und holte die kunstvoll bestickte Decke hervor, die er eigentlich dem Königskind hatte überreichen wollen. Die junge Mutter nahm sie mit erstauntem Blick entgegen und kaum war das Kind darin warm eingehüllt, schlief es zufrieden ein. Das junge Paar bedankte sich herzlich und der König zog weiter.

Eines Tages kam er an ein Dorf. Er führte sein Tier zur Tränke, lud es ab und ging dann selbst in ein kleines Gasthaus, das dort am Marktplatz lag. Das Essen wurde ihm von einem kleinen Jungen aufgetragen, der die schweren Schüsseln und Krüge kaum tragen konnte.

Nach dem Mahl ging der König noch eine wenig vor die Tür, um den Sternenhimmel zu betrachten. Dort saß der kleine Junge auf der Erde und zeichnete etwas in den Sand. Als dieser ihn erblickte, sprang er ängstlich auf und griff nach dem Besen, der dort an der Mauer stand, um den Hof zu fegen. Der König konnte gerade noch sehen, dass es Buchstaben waren, die der Junge auf den Boden geschrieben hatte.

„Du kannst ja schreiben.“

„Ja, „antwortete der Kleine vorsichtig, „ ein Reisender, der einmal einige Wochen bei uns geblieben ist. hat mir das gezeigt.“

„Warum bist du so erschrocken?“

„Mein Vater wird böse, wenn er sieht, dass ich schreibe. Er will, dass ich arbeite.“

Als der Junge merkte, dass ihn der König nicht verraten würde, erzählte er weiter:

„Der Reisende hatte auch ein großes Buch dabei und ich konnte schon ein wenig darin lesen.“ Die Augen des Jungen begannen zu leuchten. „In dem Buch waren Geschichten aus ganz fernen Ländern und fremden Menschen.“

Die Freude des Jungen über diese Erinnerung wärmte auch dem König das Herz und er griff in die Satteltasche und holte das kunstvolle Buch hervor. Der Junge wischte sich schnell die Hände an seiner Schürze ab und konnte es nicht glauben, dass er ein so wunderbares Geschenk bekam. Er umarmte den König voll Freude. Dann lief er in seine Kammer, um das Buch unter seinem Kissen zu verbergen. Jede Nacht, wenn der Mond durch das Fenster schien, las er eifrig darin.

Dem König wurde durch den Gedanken daran so leicht ums Herz, dass er seinen Kummer von Zeit zu Zeit vergaß.

Bald sollte ihn sein Weg in ein Gebirgsdorf führen, das am Meer lag. Als er durch die Straßen ging, gefiel es ihm hier außerordentlich gut. Er setzte sich an den Rand des Brunnens, um sich ein wenig zu erfrischen. Viele Frauen waren dort zum Wasserholen, denn es war noch früh am Morgen. Sie schwatzten und lachten und waren guter Dinge. Nur eine von ihnen fiel ihm auf, die machte ein ernstes Gesicht und sprach nur kurz mit den anderen, um sich dann mit ihrem Krug rasch wieder auf den Heimweg zu machen. Der König fragte eine der anderen Frauen:

„Was ist mit dieser jungen Frau dort? Warum redet und lacht sie nicht mit euch?“

„Ach, sie hat ein schweres Schicksal. Ihr Mann ist aus dem Krieg zurückgekommen. Das war vor vielen Monaten, aber seine Wunden wollen immer noch nicht heilen. Er leidet Tag und Nacht und sie mit ihm. Kein Arzt kann ihm helfen.“

Der König ließ sich den Weg zum Haus des jungen Paares zeigen. Dort fand er den verwundeten Soldaten. Er gab der Frau den Tiegel mit der Salbe, die sein königlicher Leibarzt mit den wertvollsten Kräutern seines Landes bereitet hatte. Sie glaubte zwar nicht daran, dass sie etwas nützen würde, denn alle Medizin bisher hatte keine Heilung gebracht, aber um den Reisenden nicht zu enttäuschen, nahm sie das Geschenk an. Der König selbst versorgte die Wunden des Soldaten und schon nach einigen Tagen begannen sie sich zu schließen, die Schmerzen ließen nach und der Soldat konnte mit dem König sprechen. Abends, wenn die Sonne untergegangen war, erzählte er dem König leise seine Geschichte.

Nach einigen Wochen waren seine Wunden so weit verheilt, dass er aufstehen und seiner Arbeit in Haus und Hof nachgehen konnte.

Der König zog nun weiter in das Gebirge hinauf. Von hier aus konnte man in die schönen Täler des Landes hinabblicken. Doch der König war voller Gram. Nun hatte er nichts mehr. Er war allein. Der Stern, dem er folgen wollte, hatte ihn verlassen. Den König, den er suchen wollte, hatte er nicht gefunden. Hier in den Bergen fand er keine Menschenseele mehr.

Wenn der König hungrig wurde, nahm er eine wenig von dem Honig, den ihm seine Mutter mitgegeben hatte. Das stärkte ihn und tat ihm gut. So saß er, schaute am Tag in das Tal hinab und nachts zum Sternenhimmel empor, ließ sich mittags von der Sonne wärmen.

Eines Nachts, als er gerade eingeschlafen war, hörte er Schritte und kaum das er sich's versah, war er schon einem harten Schlag ausgewichen. Der Räuber hatte es auf seine letzten Goldstücke und auf sein Pferd abgesehen. Er ließ nicht von dem König ab und

dieser rang und kämpfte mit ihm eine lange Zeit. Als der Räuber merkte, dass der König ihm ebenbürtig an Kraft war, ließ er schließlich von ihm ab. Der König überließ dem Räuber die Goldstücke und zog noch vor Sonnenaufgang ins Tal hinab.

Aber auf halbem Wege musste er anhalten und unter einem Feigenbaum ruhen. Die Verletzungen, die ihm der Räuber zugefügt hatte, waren schwerer als er gedacht hatte. Tagelang lag er in Schmerzen, Fieber und Dunkel, und als er die Augen wieder einigermaßen öffnen konnte, meinte er am Horizont wieder den Stern zu sehen, der ihn einst geführt hatte.

So machte er sich auf und ritt weiter.

Wenige Tage später schien auch das in Gefahr zu sein, was ihm als einziges geblieben war. Sein Pferd konnte ihn nicht mehr tragen, lag krank am Boden und streckte alle viere von sich. „Wer wird mich zu meinem Stern bringen und wer wird mich wieder zurücktragen in meine Heimat, wen nicht du?“ Er saß noch einige Stunden schweigend neben seinem Pferd, aber er konnte ihm nicht mehr helfen.

Der König machte sich nun zu Fuß auf dem Weg.

„Und was hat das alles genutzt?“, fragte er sich verbittert. „Wohin will der Stern mich jetzt führen? Ich bin doch längst zu spät. Und wenn ich jetzt, wo auch immer, ankomme dann bin ich ein Bettler, den man nicht vorlässt.“ Aus dem König wurde eine Art Landstreicher – und so ging er mal mit Hoffnung im Herzen und mal mit Trotz und Verzweiflung, ob denn dieser König, der größte aller Zeiten und Reiche, je kommen werde und ob der überhaupt die Welt bessern könne.

Eine große Stadt musste am folgenden Tag schon sehr nahe sein, denn von Ost und Westen führte sie immer mehr Menschen herzu. Am Nachmittag gleißten von ferne her die Kuppeln eines riesigen Tempels in einer auf vier Hügeln erbauten Stadt. Und die dorthin Wandernden beschleunigten ihre Schritte, um noch vor Abend in den Mauern der Stadt zu sein.

Er wollte nicht dorthin. Als er dicht vor den Toren der Stadt ein kleines Wäldchen mit Ölbäumen erblickte, verließ er die große Straße und stieg auf einem schmalen Pfad dort hinauf. Doch der Anblick seines Sterns ließ ihm keine Ruhe und so zog er weiter der Stadt zu.

Das Gedränge hier unten war noch ärger als am Vortag, denn mit dem Sonnenuntergang brach das große Fest herein, das die Menschen in die Stadt führte.

Er sah immer dichter drängende Menschenmassen. Wahrscheinlich ein Aufruhr, dachte er. Da hörte er die Stimme einer Frau: „Sie haben den Größten und behandeln ihn wie den Geringsten!“

„Was sagst du? Von wem sprichst du?“ fragte er nach.

„Sie haben einen König, von dem die heiligen Schriften sagen, er sei der Sohn Gottes. Er hat Kranke geheilt und Tote auferweckt; aber jetzt fordern sie, dass er ans Kreuz geschlagen werde.“ Der König war wie von Sinnen und fragte nach: „Wie alt ist denn dieser König?“ „Man sagt, er sei dreiunddreißig“, erwiderte sie. „Dreiunddreißig“, murmelte er vor sich hin, hob den Kopf, vergaß sich völlig selber und vollendete: „Das war doch damals.“

Als er stadtauswärts ging, merkte er, dass er auf der Spur des richtigen Geschehens war, auf der Spur dessen, den er ein Leben lang gesucht hatte.

Als die Häuser aufhörten und sich freies Feld auftat, sah man einen Hügel, wo eine Handvoll Knechte eben drei große Kreuze aufrichteten. Und er war sich gewiss, dass dort oben und nirgendwo sonst auf der Welt ... sein König war. Er kam so oft in seinem Leben zu spät. Kam er auch jetzt wieder zu spät?

Ihn anzuschauen und von ihm angeschaut zu werden aber – das war zu viel für des Königs Herz. Er sank lautlos in die Knie: Ich habe nichts. Ich habe nichts mehr von allem, was ich dir hatte mitbringen wollen, dachte er beschämt. Die goldbestickte Decke, das kunstvolle Buch, die wertvolle Salbe und selbst der Honig – alles hin und vertan. Verzeih, Herr!

Doch als es schon anfang zu dunkeln, da fiel es ihm ein: Die Wärme, die er in seinem Herzen fühlte, als er die Decke dem armen Kind am Wegesrand schenkte. Die Freude in seinem Herzen, als er das Buch dem Jungen schenkte, die Kraft in seinem Herzen, als er den Soldaten pflegte.

Da spürte er das Geschenk, das er noch bei sich trug, sein Herz, das in seiner Brust schlug.

Und mit leiser Stimme sprach er „Herr, nimmst Du es an?“